



1920

Eine afrikanische Prinzessin

Frieda Pfinzner

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>

BYU ScholarsArchive Citation

Pfinzner, Frieda, "Eine afrikanische Prinzessin" (1920). *Prose Fiction*. 703.
<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/703>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact ellen_amatangelo@byu.edu.

This text was prepared for the Sophie site by Professor Cindy Brewer's Winter 2007 German 201 class at Brigham Young University: Denise Avena, Jonathan Brimhall, Craig Cheek, Sarah Denzer, Shannon Francis, Kenneth Dunn, Kelly Garner, Efrain Gutierrez, Kristen Hopper, Cara Jones, Megan Lawrence, Daniela Micháľková, Jennifer Mortensen, Julie Olson, Brianna Parker, Jared White, Ann Lewis and Ruth Ann Smith

**Heidenkinder
in Jesu Licht.**

**Missionsgeschichten mit Bildern
von
Frieda Pfinzner.**

**Basler Mission Zürich
Frankfurt a. M.
Verlag Orient
1912**

Alle Rechte vorbehalten.

H. L. Brönnner's Druckerei (F. W. Breidenstein), Frankfurt a. M

Bitte Lesen!

Eine Vorrede soll ich schreiben, und ich glaube, wenn ich das gleich zuerst verrate, so sagt der liebe Leser: "Ach, die können wir uns schenken.

Ich möchte aber etwas sagen, was mir so sehr am Herzen liegt, und darum hätte ich gern, dass es auch gehört wird. Wenn Ihr spielt und wollt Euch bemerkbar machen, dann schreit Ihr, jedes so laut es kann, und wenn ich auch nicht zu schreien vermag, so sage ich doch so laut ich kann:

Es gibt nichts Köstlicheres, Interessanteres, Schöneres, als was auf dem Missionsfeld geschieht, da wo der Herr Jesus wirklich der Mittelpunkt ist und Sein Geist Raum bekommt, zu wirken.

Als ich dies Buch las, klang es in mir: "Und du, und du? Musst du dich nicht ein bisschen—nein sehr—schämen vor einzelnen dieser Kinder, die glauben, vertrauen, tapfer sind oder solch großes Verlangen haben, den König Jesus zu erkennen und dann Ihm zu dienen?"

Ich möchte, dass es den einzelnen Lesern ebenso geht, aber zu gleicher Zeit wünsche ich dem lieben Buch den Erfolg, dass es die Herzen derer, die es kennen lernen,

brennend macht für die Länder draußen und die Seelen der Kinder, die noch nichts von Jesus wissen. Möchten wir es fühlen, dass auch wir eine Verantwortung dafür tragen, dass der Befehl Jesu: "Gehet hin in alle Welt" zur Ausführung kommt. Denn nur wenn wir das tun, können wir in rechter Weise beten: "Komm Herr Jesu!"

Eine afrikanische Prinzessin.

„Es ist wirklich fast eine Sünde, das Kind in all das finstere Heidentum mitzunehmen,“ sagte Tante Johanna zu ihrem Bruder, einem Missionar in Afrika. „Ich glaube, daß ein Kind mehr für Kinder tun kann als irgend ein Erwachsener,“ lautete die Antwort. „Und außerdem sind meine Schwarzen, ob alt oder jung, ja alle Kinder.“ - „Ich habe meine kleine Tochter neun Jahre lang schmerzlich entbehrt,“ sagte jetzt die Mutter, „aber nun kann ich’s nicht länger.“

Als Gretel, so hieß das kleine Mädchen, von dem hier die Rede ist, ein kleines, zartes Ding von zwei Jahren war, hatte der Arzt gesagt, sie könnte das Klima in Afrika nicht vertragen. Da hatten die Eltern ihr Kind zu „Tante Johanna“ nach Bremen gebracht. Jetzt war Gretel ein großes Mädchen von elf Jahren geworden und da kamen Vater und Mutter aus Afrika zurück, um ihr Kind zu holen.

„Ich kann nicht länger ohne Gretel leben,“ meinte die Mutter wieder. „Ich auch nicht,“ sagte Tante Johanna. „Geht Gretel nach Afrika, dann komm’ ich auch mit.“

Und so reiste „Gretel“ mit Vater und Mutter und Tante Johanna nach Afrika.

Zuerst vermißte sie ihre Schulfreundinnen gar schmerzlich in dem fremden Land. Sie beobachtete zwar gern von weitem all die schwarzen Negerkinder, die es auf der Missionsstation gab; aber es war ihr doch recht unangenehm, wenn eins von ihnen ihr zu nahe kam oder sie gar anrühren wollte. Sie mochte auch nicht mit ihnen spielen.

„Das arme Kind sieht die Negerkinder gradeso an, wie früher die Affen hinter ihrem Gitter im Zoologischen Garten. Es war wirklich grausam von dir, das arme kleine Ding alles passenden Umgangs zu berauben,“ sagte Tante Johanna ganz vorwurfsvoll zu ihrem Bruder.

„Sie wird bald Freundinnen genug haben,“ lautete die Antwort, „wenn sie erst einmal dahinter kommt, daß all diese kleinen schwarzen Geschöpfe Seelen haben, die dem Heiland ebenso kostbar sind wie ihre eigene. Ich möchte gern, daß meine Tochter andern zum Segen wird.“

Gretel verstand nicht recht, was der Vater damit meinte.

Doch da trat eines Tages etwas ganz Neues in Gretels Leben hinein—and das war—eine richtige afrikanische Prinzessin. Man nannte sie „Fränzchen“; aber das war nicht ihr richtiger Name. Sie war eine echte „Prinzessin“, und ihr Vater, der an der Schlafkrankheit starb, besaß mehr Vieh als all die andern Häuptlinge ringsumher. Fränzchen war keine „Märchenprinzessin“ in Samt und Seide, mit blitzenden Diamanten und Edelsteinen. Als Gretel sie zum erstenmal erblickte, trug sie weiter nichts als eine Art baumwollenes Hemd ohne Ärmel und um den Hals eine Kette von Nilferdzähnen.

Als ihr Vater, der alte Häuptling Mtesa, gestorben war, faßte die „Prinzessin“ den Entschluß, von nun an bei den Missionsleuten zu leben. Sie lief also von zu Haus fort in das Missionshaus und versteckte sich unter dem Bett, auf dem Gretel gerade ruhte,

während Vater und Mutter ausgegangen waren. Doch Uledi, Fränzchens Bruder, war der Schwester gefolgt. Mit einem langen Bambusrohr stand er vor dem Bett, und durch Stoßen und Schieben gelang es ihm, die Prinzessin aus ihrem Versteck hervorzuholen. Fast wie ein Ball rollte sie unter dem Bett hervor ans Tageslicht. Dann schnellten ein paar lange braune Arme und ein Kopf aus dem „Etwas“ in die Höhe, und im nächsten Augenblick stand die afrikanische Prinzessin auf ihren Beinen.

Da kam gerade Gretels Vater nach Haus, und Fränzchen erzählte ihm, daß sie den Wunsch habe, bei ihm zu leben und seine Tochter zu sein.

„Was meinst du dazu?“ fragte der Missionar seine kleine Tochter. „Du hast dir ja schon immer eine Schwester gewünscht.“

„Aber niemals eine pechschwarze,“ lautete die unwillige Antwort. Gretel wußte damals noch nicht, daß der Wert eines Menschen nicht in seiner Hautfarbe steckt.

Der Vater sah sein Kind sehr traurig und enttäuscht an, und dann sagte er: „Wir wollen sie aber doch hierbehalten.“ Darauf redete er lange mit Fränzchens Bruder, und schließlich erklärte auch er sich einverstanden.

Und so kam Fränzchen zu den Millionsleuten. Doch „Fränzchen“ hieß sie damals noch nicht. Ihr Bruder nannte sie „Ananga“ und sie selbst nannte sich „Kama-lu-li“. Doch schon am zweiten Tag meinte sie: „Nun bin ich eine Christin und muß deshalb auch einen christlichen Namen haben. Ich möchte gern „Philipp“ heißen nach meinem neuen Vater.“ Als man ihr sagte, daß „Philipp“ nur ein Name für Männer und Knaben sei, erwiderte sie: „Gut, dann bin ich eben ein Junge. Mein neuer Vater muß auch einen Sohn haben.“

Es leuchtete ihr zwar nicht recht ein, daß das doch nicht ginge; aber sie meinte: „Dann will ich auch „Gretel“ heißen wie meine neue Schwester.“ --- „Das geht auch nicht,“ erklärte ihr der Missionar. „Wenn meine beiden kleinen Töchter „Gretel“ heißen, und ich rufe eine von ihnen, dann kommt sicher immer die verkehrte.“ „Johanna“ wollte sie auch nicht heißen nach der Tante Johanna; kurzum es dauerte lange, bis ein passender Name für die Prinzessin gefunden wurde.

Einmal bekam Gretel von einem Onkel aus Bremen wunderschöne Pralinés geschickt. Sie schmeckten der afrikanischen kleinen Prinzessin gar zu gut, und sie bat, man möchte sie doch „Praliné“ nennen; aber das ging doch auch nicht.

Da sah sie eines Tages in Tante Johannas Zimmer ein Bild an der Wand. Es war das Bild einer Dame, deren liebliches, freundliches, Antlitz unwillkürlich an einen tiefen, ruhigen, vom Mond beschienenen See erinnerte. Sie fragte den Missionar, wer die Dame sei. Und dieser erzählte ihr, daß die Dame auf dem Bild von ihren Freundinnen „Fränzchen“ genannt würde, und daß sie sehr gut gewesen sei, und daß alt und jung, arm und reich sie lieb gehabt hätten.

Da stand die kleine Prinzessin auf und sagte: „Ich will auch ein „Fränzchen“ werden. Ich will auch gut und fromm sein, damit mein Gesicht auch so lieblich und schön wird wie das Gesicht von dem Fränzchen auf dem Bild.“

Gretel mußte ordentlich lachen bei dem Gedanken, daß dieses komische kleine schwarze Geschöpf einmal so aussehen wollte wie „Tante Fränzchen“. – Aber der Vater erklärte, daß die afrikanische Prinzessin von nun an „Fränzchen“ heißen sollte, doch nur, solange sie lieb und brav und Vater und Mutter gehorsam sei.

Und Fränzchen war wirklich so gut und brav, wie ein Negerkind es nur sein kann. Sie half dem Missionar, sich mit den Schwarzen zu verständigen und wurde dabei besser

mit ihnen fertig als er selbst. Er erklärte ihr, weshalb man nichts Böses und Häßliches tun und denken und sagen dürfte; und Fränzchen erklärte es dann den Schwarzen. Das Kind verstanden sie immer.

Wenn es unter den Negern Zank und Streit gab, dann fragte der Missionar erst Fränzchen um ihren Rat. Sie legte dann den Finger an die Nase und dachte ein Weilchen nach und sagte dann: „Lieber neuer Vater, schick’ die beiden, die sich streiten, in die Berge und laß sie das Vieh hüten“, oder etwas ähnliches, je nachdem, was vorgefallen war. Der Missionar tat dann immer, was Fränzchen sagte, und es erwies sich auch stets als das Richtige. Tante Johanna und Gretel wurden schließlich ganz eifersüchtig auf Fränzchen.

„Philipp,“ sagte die Tante eines Tages zu ihrem Bruder, „es ist doch wirklich eine Schande, wenn ein erwachsener Mann sich von einem kleinen Heidenkind an der Nase herumführen läßt!“ – „Die Schwarzen hier sind ja alle Kinder!“ lautete die Antwort. „Weshalb soll ich mich schämen, weil Fränzchen sie besser versteht als ich? Steht es nicht auch in der Bibel: „Ein kleines Kind wird sie führen?“

„Ja, Vater, wenn du dich aber von einem Kind führen läßt,“ – sagte Gretel darauf, „dann muß ich, dein eigenes Kind, es doch sein, Tante Johanna und ich sind so traurig und wir schämen uns auch ordentlich.“

Das nächste Mal hörte der Missionar wirklich nicht auf Fränzchen, und da ereignete sich etwas ganz Schreckliches. Die Ursache war – ein Hampelmann. Der Missionar schnitt ihn selbst aus und malte ihn an – für seine Töchter natürlich. Gretel und Fränzchen waren ganz glücklich darüber. Sie liefen ins Dorf und zeigten ihr neues Geschenk; und all die schwarzen Männer und Frauen schrieten und kreischten, wenn der Hampelmann mit seinen Armen und Beinen zappelte. Sie dachten, er wäre lebendig und ergriffen die Flucht vor ihm. Nach ein oder zwei Tagen waren die beiden Kinder dieses Scherzes endlich müde.

Sie hatten den Hampelmann fast schon vergessen, als Vater und Mutter merkten, daß unter den Schwarzen irgend etwas nicht in Ordnung und etwas Unheilvolles im Anzuge sei. Sie saßen in Gruppen zusammen und flüsterten und rollten mit ihren Augen und sahen über Ihre Schultern und zeigten und winkten mit der Hand, wie sie’s immer tun, wenn sie irgend etwas im Schilde führen. Der Missionar konnte nichts aus ihnen herausbekommen, aber Fränzchen wußte bald, was es war. Sie waren ganz schrecklich böse und aufgereggt durch den- Hampelmann.

„Sie sagen, das ist ein neuer Gott, den du an Stelle des großen himmlischen Gottes gesetzt hast,“ erklärte Fränzchen dem Vater. „Und seitdem der neue Gott da „ist,“ sagen sie, „stirbt ihr Vieh, und allerlei böse Geister sind in ihren Magen gekommen und stechen sie da mit scharfen Spießen.“

„Sag’ ihnen nur, sie haben ihre Melonen wieder unreif gegessen und Magenschmerzen bekommen,“ erwiderte der Missionar, „und das Vieh ist gestorben, weil sie die Brunnen nicht sauber gehalten haben. Erzähl’ ihnen nur, der Hampelmann ist weiter nichts als ein Spielzeug aus Holz, das ich für meine Töchter gemacht habe.“

„Das hab’ ich ihnen alles schon ein paarmal gesagt,“ antwortete Fränzchen, „aber sie sagen, wenn es wirklich wahr ist, dann sollst du das hölzerne Spielzeug herausbringen und vor ihren Augen verbrennen.“ – „Gut,“ meinte der Vater, „dann trag’ es heraus ins Dorf und verbrenne es.“

„Wenn du das zulässt, Vater Phillip,“ sagte Fränzchen und sah dabei ganz schrecklich klug aus, „dann werden sie doch immer noch glauben, daß es ein Gott ist, und daß du ihn nur verbrennst, weil du Angst vor ihnen hast. Nimm dein Messer, und geh’ zu ihnen, und mach’ vor ihren Augen aus einem Stück Holz einen neuen Hampelmann. Dann werden sie’s glauben, daß es weiter nichts ist als ein Stück Holz.“

“Hab’ ich ihnen denn jemals etwas vorgelogen! Warum sollen sie meinen Worten nicht glauben,“ antwortete der Missionar. “Das kommt mir doch sehr töricht vor.” Aber er nahm doch sein Messer aus der Tasche und wollte eben hinausgehen.

“Philipp,“ kam Tante Johanna, die alles mit angehört hatte, jetzt dazwischen. “Es ist ja einfach zum Lachen! Alles tust du, was das Kind sagt. Gerade, als ob sie so klug wäre wie Salomo. Wenn Fränzchen sagt, du sollst Heu essen, dann tust du’s sicher auch.”

“Ich glaube aber doch, sie hat recht,“ murmelte Vater Philipp vor sich hin. Doch er steckte sein Messer wieder in die Tasche. “Papa maber, papa manwora,“ sagte Fränzchen, das heißt auf deutsch: “Lieber, guter, bester Vater”---“mach’ das Spielzeug vor ihren ungläubigen Augen!”

Doch er tat’s nicht; und was nun folgt, beweist, daß Fränzchen doch recht hatte.--- In der Nacht hielten die Schwarzen einen Rat und faßten den Entschluß, Gretel zu stehlen und sie in den Sumpf zu tragen und dort in einer Nilpferdgrube zu verstecken und da verborgen zu halten, bis der Missionar den neuen Gott vor ihren Augen vernichten würde.

Eine Nilpferdgrube ist ein großes, tiefes Loch, das die Eingeborenen, um Flußpferde zu fangen, in die Erde graben. Sie bedecken es dann mit langem, dünnem Bambusrohr und legen Blätter und Ranken und Gras darauf, damit es ganz genau so aussieht wie der andere Boden. Wenn solch ein großes schweres Nilpferd über diese dünne Decke solch einer tiefen Grube kommt, bricht es natürlich ein und sinkt mit lautem Gekrach in die Tiefe. Und wenn selbst ein Nilpferd nicht hinausklettern kann, war natürlich für Gretel noch viel weniger Aussicht dazu.

Natürlich wollten sie dem Kinde kein Leids antun. Es wäre auch alles ganz gut abgelaufen, hätten sie es nicht zwei Negern von einem fremden Stamm überlassen, das Kind wegzutragen. Diese beiden Fremden waren erst seit ein paar Wochen im Dorf, und wahrscheinlich war’s auch ihre Idee, daß der Hampelmann ein Gott sei. -- Zuerst wollten sie nicht recht auf dies Unternehmen eingehen. Doch man erklärte ihnen, daß sie ja von „Bwana Philipp“, wie sie den Missionar nannten, noch nichts gelernt hätten, und wenn es sich herausstellen würde, daß die Sache mit dem Hampelmann ein Irrtum sei, dann würde „Bwana Philipp“ nicht so böse auf sie sein, als wenn es Leute seines eigenen Stammes wären. Er würde dann denken, sie hätten es ja nicht besser gewußt.

Die Fremden durften den Leuten im Dorf auch nicht sagen, wohin sie das Kind trugen. Wenn „Bwana Philipp“ sie fragte, wollten sie ihm gerade ins Auge sehen und der Wahrheit gemäß sagen können, daß sie’s nicht wüßten. Aber die Fremden mußten versprechen, daß sie auf Gretel gut acht geben und sie nach vierzehn Tagen zurückbringen würden.

Gretel ging am Abend wie gewöhnlich in ihr Bett und schlief bald ein. –Als sie erwachte, wurde sie auf einer Strohmatten getragen und nach einiger Zeit in eine Grube hinabgesenkt.

Während der ersten langen Nacht und des darauffolgenden Tages schlief und träumte das Kind in einem fort. Sie spürte weder Hunger noch Durst. Sie träumte, sie tränke klares, frisches Wasser und äße Kuchen und Schokolade. Und dann war's ihr, als sei sie noch nicht fünf Jahre alt und säße auf dem niedlichen kleinen Stuhl im Kindergarten in Bremen. Und dann wieder schien es ihr, als flöge sie ganz tief von irgendwo herunter in eine Grube, und dann, als sei sie daheim bei Vater Mutter im Missionshaus.

Aber das Schlimme war, daß Gretel in der Grube nichts zu essen und nichts zu trinken hatte. Die fremden Neger, die sie getragen hatten, sollten ihr jeden Tag etwas zu essen bringen. Aber gleich nachdem sie das Kind in die Grube gesenkt hatten, ergriff sie ein furchtbarer Schrecken über ihre Tat, und sie liefen über die Grenze von dannen. Etwas Wasser und Brot stellten sie oben an die Höhle. Aber das war ja für Gretel unerreichbar. Die Ärmsten hatten keine Ahnung davon, daß das Kind in der Grube einem qualvollen Hungertode entgegensah.

Die Neger glauben nämlich, daß weiße Leute nur sterben, wenn sie mit einer Flinte totgeschossen werden, und daß sie sich selbst totschießen, wenn sie gern sterben wollen. –Und diese armen fremden Neger hatten noch nie in der Nähe einer Missionsstation gelebt und waren noch ganz unwissend.

Als der Missionar die beiden Übeltäter nachher fand und ihnen sagte, daß Gretel hätte verhungern und sterben können, meinten sie: „Ach nein, „Bwana Philipp“, sie war ganz sicher, es war ja keine Flinte in der Grube.“

Als Gretel einmal wieder träumte, daß sie in der Grube umherflöge, öffnete sie die Augen etwas und sah oben am Rande der Höhle eine große, schwarze Pastete. Sie erkannte sie sofort. Es mußte dieselbe sein, die sie selbst einmal Schlamm gemacht hatte, um Fränzchen zu ärgern. Sie hatte zwei Schuhknöpfe als Augen hineingesteckt und ein Stückchen roten Flanell als Mund. Und als ihr Werk beendet war, hatte sie Fränzchen herbeigeholt, eine tiefe Verbeugung vor ihr gemacht und gesagt: „hoch zu verehrende Prinzessin Ananga, sieh hier das Ebenbild deines schönen Antlitzes, das ich, deine demütige Dienerin, eben gemacht habe.“ – Und Fränzchen hatte dann um die Pastete herumgetanzt.

Als Gretel genauer hinsah, bemerkte sie, daß die Pastete da oben dem Negerkind viel ähnlicher sah als die, welche sie damals gemacht hatte. Und dann plötzlich fiel die Pastete über den Rand der Höhle direkt in die Grube hinein und fing an zu lachen und zu weinen – da erwachte Gretel zum allerersten Male ganz wirklich.

Sie merkte nun auch, wo sie war, und wie schrecklich sie sich nach Vater und Mutter sehnte, denn die Pastete war – Fränzchen selbst. Das Negerkind sah auch nicht wie eine Schlamm-Pastete aus. Es kam Gretel nun ganz wunderschön vor, so schön wie eine Blume oder ein Stern oder ein See im Mondschein oder irgend etwas anderes schönes. Aber sagen konnte sie's ihr nicht.

Sie war lange, lange ganz still und konnte gar nichts sprechen, bis Fränzchen ihr etwas Fleischbrühe zu trinken gab, die sie aus dem getrockneten Fleisch zubereitet hatte; und dann waren Gretels erste Worte: „Mehr! mehr!“-- Und nicht wahr nun wollt ihr gern wissen, wie Fränzchen die Grube gefunden hat?

Während der Missionar die Eingeborenen ausfragte, um zu erfahren, wo sein Kind wohl versteckt sei, kam Uledi, Fränzchens Bruder, gerade von der Jagd zurück. Er erzählte dem Vater, daß er die Fremden allein, ohne das Kind getroffen habe. Da wußte

der Missionar, daß das Versteck in nicht allzu großer Entfernung sein konnte. Die Eingeborenen mußten die Umgegend nach allen Richtungen durchstreifen; aber wahrscheinlich hätten sie das Kind zu spät gefunden, wäre ihnen nicht jemand anders zuvor gekommen.

Als Fränzchen entdeckte, daß Gretel aus ihrem Bett gestohlen sei, machte sie sich, ohne ein Wort zu verlieren, auf den Weg. Sie folgte der Spur der fremden Neger, bis sie dieselbe in dem sumpfigen Dickicht verlor. Dann bat sie den Vater im Himmel, daß Er sie nun führen möchte; und so ging sie weiter, bis sie das Versteck fand.

Sie erzählte nachher sie sei fast während der ganzen Zeit mit geschlossenen Augen gegangen. Als sie ihr Ziel erreicht hatte, war sie ganz entsetzlich zerkratzt und zerrissen von all den Dornen und Schlinggewächsen, durch die sie sich einen Weg hatte bahnen müssen.

Hätten die Neger Fränzchen und nicht Gretel in der Grube versteckt, dann wäre die afrikanische Prinzessin gar schnell wieder heraus und nach Hause zurück gekommen, vielleicht schneller als ihre Entführer. Das Negerkind war sehr erfinderisch und konnte außerdem so gut klettern wie die Affen im Urwald. Sie hätte einfach die langen, zähen Weinranken bis in die Grube heruntergezogen. Sich an einer von ihnen festgehalten und wäre dann an einer Seite der Grube nach oben geklettert, und das mit mehr Grazie als eine Dame die Treppe heraufgeht.---

Die beiden Kinder blieben zwei Tage und zwei Nächte in der Grube und ruhten sich aus.--- Sie spielten "Robinson Crusoe" und "Freitag," so dass ihnen die Zeit gar nicht lang wurde.

Fränzchen fütterte ihren kleinen Kameraden von Zeit zu Zeit, immer nur ganz wenig auf einmal, und wenn sie das nicht tat, dann arbeitete sie an einer richtigen kleinen Leiter aus Weinranken, auf der Gretel nach oben klettern sollte. Sie nannten sie die "lebendige Leiter," denn die Weinranken waren noch mit ihren Wurzeln in der Erde.

Und dann brachen sie eines Morgens ganz früh auf. Sie kannten den Weg nicht, aber sie wußten, dass es gefährlich sei, tiefer in das Dickicht hineinzugehen, wo die Schlingpflanzen und Sträucher dichter werden und es so viele Insekten gibt. Sie hielten sich immer in der Richtung, in welcher der Wald am lichtesten aussah. Aber es war doch ein anstrengender Marsch. Es kam Gretel vor, als ob sie Millionen von Meilen zurücklegten, Fränzchen immer voran, um den Weg zu bahnen. Zeitweise mußten sie sogar auf Händen und Füßen kriechen.

Sie hatten eigentlich die Absicht, die ganze Nacht hindurch zu wandern, aber gegen Abend stolperte Gretel über eine Wurzel und fiel kopfüber ins Dickicht. Und Fränzchen setzte sich einen Augenblick neben sie, um sie zu trösten und sich ein wenig auszuruhen, nur eine Minute lang – aber sie blieben doch die ganze Nacht.

Viele Augen blickten neugierig aus dem Dickicht auf die beiden Kinder, allerlei Lichter schienen um sie herumzuschwirren, und auf dem feuchten Boden krochen Insekten und Würmer und Käfer. Die müden Augen fielen den Kindern zu – Gretel hörte, wie Fränzchen im Schlaf redete. Sie wollte sie aufwecken, aber da merkte sie, daß sie selbst laut sprach. Endlich verging die Nacht, und am nächsten Morgen setzten sie ihre Wanderung fort – sehr müde und verschlafen, selbst Fränzchen. Sie gerieten in eins der schrecklichen Dorngebüsche, die man in Afrika „Warte ein wenig“ nennt. Und sie mußten wirklich ein wenig warten, ehe sie weiter wandern konnten.

Und dann hatten sie noch ein schreckliches Abenteuer. Es gibt in Afrika eine Fliege, die ungefähr die Gestalt und Größe einer Biene hat. Die Afrikaner nennen sie „Kriegsfliege“, denn wenn man sie fängt und nur irgendwo ein wenig drückt, dann wehrt sie sich wie ein Soldat im Kriege. Und wenn der Betreffende sie dann wieder fliegen läßt, dann fliegt sie direkt zu seinem Vieh hin, ja selbst wenn es tausend Meilen weit weg ist, und sticht es aus Rache, so daß es sterben muß.

Das ist aber natürlich alles nicht wahr, sondern die abergläubischen Neger haben es sich ausgedacht.

„Ich will jetzt eine Kriegsfliege fangen und sie ein bischen ärgern,“ meinte Fränzchen, als sie glücklich aus dem Dickicht heraus waren. „Und wenn wir sie dann fliegen lassen, wollen wir ihrer Richtung folgen. Vater Philipp wird sicher lieber seine alte Kuh als seine beiden Töchter verlieren.“

Gleich darauf schlug sie mit der Hand nach einer der umherschwirrenden Fliegen. Sie rollte sie in einen Zipfel ihres Baumwollhemdchens ein, damit sie nicht in ihren Finger stechen könnte. Sie drückte sie ein wenig, schleuderte sie in die Luft und gab ihr dann eine tüchtige Ohrfeige.

Aber die Fliege hatte Fränzchen in die Hand gestochen, durch die Baumwolle hindurch – Gretel hatte es auch ganz deutlich gesehen. Fränzchen schrie auf vor Schmerz und hüpfte im Dickicht herum, und Gretel saß da und weinte, denn es kam ihr sehr hart vor, Fränzchen gerade jetzt zu verlieren, wo sie die schwarze Schwester kaum liebgewonnen hatte.

„Oh, Fränzchen,“ schrie sie, „du mußt nun sterben! Und ich bleibe dann ganz allein bei deiner Leiche, und ich werde mich ganz entsetzlich vor dir fürchten!“

„Meine Leiche wird dir kein Leid antun,“ meinte Fränzchen, indem sie ein klein wenig die Nase rümpfte – so wie es Tante Johanna manchmal tat. „Wenn ich sterben muß,“ fuhr sie dann nach einem Weilchen fort, „dann will ich beim Sterben Vater Philipps hand fassen; dann weiß ich, daß ich in seinen Himmel komme. Und da will ich mit dem wirklichen Fränzchen zusammen, deren Namen ich trage, auf dich warten. Wenn du mich dann wieder siehst, Gretel, dann werde ich ganz anders aussehen, dann werde ich keine schwarze Außenseite mehr haben, und du siehst dann nur noch das Weiße an mir.“

Und so brachen sie von neuem auf, aber Gretel weinte immer mehr, denn sie fürchtete jeden Augenblick, daß sie nun bald ganz allein im Dickicht sein würde – ganz allein mit Fränzchens schwarzem, kaltem Leichnam. Der Tag wurde drückend heiß – und Fränzchen lebte immer noch.

Da geschah etwas Wunderschönes. Zwei Neger von des Vaters Missionsstation kamen ihnen entgegen mit einer Sänfte. Sie heißen Kalulu und Shumari, und sie waren lange genug umhergeirrt, bis sie die Kinder fanden.

O, wie schön war das, als sie sich in der Sänfte ganz lang ausstrecken konnten, und keine Dornen stachen sie, und keine Insekten krochen über sie hinweg. Hand in Hand schliefen die beiden Kinder ein, und als sie wieder aufwachten, waren sie zu Haus, und alle standen um sie herum und beugten sich über sie und küßten sie und weinten.

Ja selbst Tante Johanna, die immer gesagt hatte, es sei ungebildet und „gewöhnlich“, seine Gefühle zur Schau zu tragen, weinte, und sogar am allerlautesten. Sie küßte die beiden Kinder, direkt vor den Augen des dicken deutschen Postbeamten, und was das Allermerkwürdigste war,—sie küßte Fränzchen zuerst.

Der Arzt sagte, wenn Gretel noch ein klein wenig länger ohne Nahrung in der Grube geblieben wäre, dann hätte sie das Sumpffieber bekommen und wäre gestorben. Der Missionar hatte zwar inzwischen die fremden Neger gefunden und kam gerade mit ihnen auf der Missionsstation an, aber zu Gretels Versteck wären sie viel zu spät gekommen, Fränzchen, die verachtete kleine schwarze Prinzessin, hatte der neuen Schwester das Leben gerettet.

Und Gretel hat es gelernt, daß der Wert eines Menschen nicht in seiner Hautfarbe steckt und von nun an das Negerkind und all ihre schwarzen Brüder und Schwestern auf der Missionsstation sehr lieb gehabt.

Doch eins müßt ihr noch hören: Als die Eingeborenen sahen, wie die beiden Kinder in der Sänfte herbeigetragen wurden, weinten sie bitterlich; und als sie bemerkten, wie zerkratzt und zerrissen beide aussahen, da stellten sie sich in einem Ring um die Sänfte herum und gingen auf ihren Hacken rückwärts, warfen die Köpfe nach hinten und heulten und johlten in schrecklichen Tönen. Es gibt wohl kaum etwas Eintönigeres und Beruhigenderes, als wenn Neger weinen! Es hört sich gradeso an, als wenn ein großer Neufundländer heult, weil er sich vereinsamt fühlt. Sie waren wirklich von Herzen traurig und weinten nicht nur, weil sie sich vor der Strafe fürchteten. Sie baten sogar den Missionar, daß er sie doch schlagen sollte, und da er's nicht tat, schlugen sie sich selbst mit Dornzweigen. ---Uledi, der sich das Ganze ausgedacht hatte, schlug immerzu mit seinem Kopf an einen Baum und bohrte seine breite Nase in den Sand und heulte am allerlautesten.